Nr. 1. Nr. 2. Nr. 3. Nr. 4. Nr. 5. Nr. 6.

Pleureusen. Cerise Sonnenschirm mit schwarzem Samtrand und schwarzer Samtmasche.

Nr. 3. Ein schicker, sehr eleganter, schwarzer Libertymantel der Herzogin Sophie von Hohenberg in englischer Façon. Originell wirken die breiten Revers und Manschetten aus hellblauer, broschierter Seide. Die tiefen Revers bilden über rückwärts einen Matrosenkragen. Das Futter des Mantels ist aus derselben Seide wie die Revers. Links und rechts sind je drei Goldknöpfe angebracht, links der Verschluß. Aermel mit passe, polierter Naht eingenäht. Entzückender schwarzer Strohhut mit hellblauer Straußfeder.

Nr. 4. Jagdkostüm der Herzogin von Hohenberg. Ungemein vorteilhaftes englisches, grünmeliertes Cheviotkleid mit diskreten weißen Carreaux. Sehr kurzer Jagdrock, mit vorne aufgelegter Naht, ziemlich weit, um Bewegungsfreiheit zu gestatten, rückwärts glatt. Die Jacke ist eher lang und im Rücken enganliegend. Gürtel nur an der Seite sichtbar, vier doppeltgeknöpfte aufgelegte Taschen bilden eine reizende Garnierung und vier Hornknöpfe sind der Verschluß, der Kragen ist doppelt, die Manschette im Spitz mit origineller Passé. Dazu ein einfacher Girardihut.

Bild Nr. 5. Hochelegantes englisches Kostüm, weiß mit schwarzen Streifen, der Herzogin von Orleans. Jacke mit großen schicken Herrenrevers; über die Hüfte Querpasse und vier weiße Perlmutterknöpfe an der Naht. Der Rücken glatt mit zwei Nähten. Die Seitenpasse verläuft in die Rückennaht. Rock mit Mieder, rückwärts mit aufgesteppter Falte, das Tablier mit Querpasse, bis zu welcher auf jeder Seite zehn Perlmutterknöpfe laufen. Gelber Strohhut aus grobem Geflecht, vorne aufgeschlagen, mit schwarzem Samtband und Blumengarnierung.

Nr. 6. Reizendes Sommerkleid der Erzherzogin Elisabeth Henriette aus hellblauem Musselin mit breitem Libertyansatz und Spitzenbordüre. Gürtel hellblauer Liberty, getupfter Tülleinsatz, an der Taille mit Spitzen umrandet und Silbergrelots. Schwarzer Tagal mit hellblauer Pleureuse, hellblauer Schirm mit schwarz-weiß gestreiftem Rand. Geflochtener Lederanhänger an dem Naturholzgriff.

Claire Patek.

Die Post.

Von

Hermann Bahr.

Oesterreicher sollte man nicht ins Ausland reisen lassen. Sie werden dort verwöhnt und, kehren sie dann heim, unverschämt. So zum Beispiel ich, dem es, seit er draußen war, zur fixen Idee geworden ist, der Post die Zustellung von Briefen anzusinnen. Und es hilft nichts, daß sie sich alle Mühe gibt, mich von diesem Wahn zu heilen, und nichts unterläßt, um mir seinen Widersinn zu zeigen. Nein, wie das bei Geisteskranken schon einmal ist, bestärkt es mich nur noch darin. Umsonst, daß ich meinen Zustand selbst genau kenne. Umsonst alle guten Vorsätze. Ich bilde mir, wenn ich einen Anfall habe, doch immer wieder ein, es müßte mit der Zeit auch in Oesterreich möglich sein, Briefe zu bekommen. Und so lange nun ein solcher Anfall dauert, kann ich nicht umhin, die Behörden mit meinen dreisten Zumutungen zu belästigen. So ist es gekommen, daß ich armer Mann ein Querulant geworden bin. Zuerst nur im dreizehnten Bezirk, bei den nächstgelegenen Postämtern. Dann aber gar bis zum Herrn Handelsminister selbst hinauf.

Daran ist Schönherr schuld. Er wollte mir „Glaube und Heimat" schicken. Aus Telfs in Tirol, rekommandiert. Er adressierte den Brief an „Herrn Hermann Bahr Wien Unter-St.-Veit Beitlissengasse 7." Also ganz genau, die Straße stimmt, die Nummer stimmt; nur ist diese Straße nicht in Unter-St.-Veit, sondern in Ober-St.-Veit, sie gehört nicht zum Postamt 93, sondern zum Postamt 94. Also wie wenn ein Brief adressiert wäre: Wien VIII. Mariahilferstraße 86. Man sollte meinen, auch der Post des achten Bezirks müßte bekannt sein, daß es eine Mariahilferstraße gibt, wenn auch nicht im achten Bezirk, sondern nebenan, im siebenten. Und so sollte man ebenso meinen, die Post in Unter Sankt Veit müßte wissen, daß die Beitlissengasse zehn Minuten weiter oben ist, in Ober Sankt Veit. Aber Schönherrs Brief kam nicht an mich, sondern wurde von Unter Sankt Veit nach Breslau Rahmgasse 23, und da dort der Adressat nicht ermittelt werden konnte, zurück nach Telfs an den Absender geschickt. Als ich dies erfuhr, bekam ich wieder einen Anfall und ich entschloß mich, dieses Beispiel dem k. k. Handelsminister vorzulegen. Der antwortete mir:

„Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich in Erwiderung auf das Schreiben vom 7. d. M. mitzuteilen, daß die Erhebungen, welche von der Wiener Postdirektion über die bedauerliche Fehlleitung eines an Euer Hochwohlgeboren gerichteten Briefes gepflogen wurden, zu nachstehendem Ergebnis geführt haben. Die fragliche, für Euer Hochwohlgeboren bestimmte Postsendung, deren Kuvert ich anverwahrt zurückstelle, wurde infolge der unrichtigen Bezeichnung des Bezirksteiles statt vom zuständigen Postamt Wien 94 (Ober-St.-Veit) vom Postamt 93 (Unter-St.-Veit) abgefertigt. Hiebei hielt die diensthabende Beamtin dieses Postamtes irrtümlicherweise „Herrn Hermann Dahl" für den Adressaten der Sendung. Unter diesem Namen erhielt nämlich die in dem Bestellbezirke des Postamtes 93 in Unter-St.-Veit, Sankt-Veit-Gasse 31 wohnhafte Schriftstellerin Frau Helene Pohlidal zahlreiche Korrespondenzen. Da die genannte Dame zur Zeit des Einlangens des fraglichen Poststückes die Nachsendung ihrer Briefschaften nach Breslau verfügt hatte, wurde irrtümlicherweise auch der erwähnte Brief an die von ihr angegebene Breslauer Adresse weitergeleitet. Die Postdirektion hat das leidige Versehen, welches die verspätete Zustellung der fraglichen Postsendung verschuldet hat, zum Anlasse genommen, um alle in Betracht kommenden Angestellten anzuweisen, der Bestellung der für Euer Hochwohlgeboren bestimmten Korrespondenz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Empfangen Euer Hochwohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung. Habent sua fata etiam epistolae! Ihr Weiskirchner."

Aus dieser Zuschrift geht hervor: erstens daß österreichische Postbeamte, um Dahl von Bahr unterscheiden zu können, lesen lernen sollten; zweitens daß österreichische Minister Schlampereien, die sich in ihrem Bereich ereignen, als Fatum ansehen, was schon einigermaßen an den antiken Schicksalsbegriff erinnert; und drittens daß sich der Minister offenbar gar nicht vorstellen kann, es könnte mir um die Sache zu tun sein, um Hilfe gegen diese grotesken Jämmerlichkeiten überhaupt, sondern mich zu beruhigen glaubt, wenn er nur mir für meine Person verspricht, daß künftig mit mir eine Ausnahme gemacht werden soll. Uebrigens ist diese „Anweisung aller in Betracht kommenden Angestellten" erfolglos geblieben, wie man aus der Beschwerde ersehen kann, die ich zwei Monate später an die k. k. Post- und Telegraphendirektion für Oesterreich unter der Enns gerichtet habe.

Sie lautet: „Ich habe am 7. November 1910 einen besonders krassen Fall der bei den der Wiener Postdirektion unterstellten Behörden herrschenden Schlamperei zum Anlaß genommen, eine Beschwerde an Seine Exzellenz den derzeitigen Handelsminister Herrn Dr. Weiskirchner zu richten. In der darauf am 19. November 1910 an mich gerichteten Antwort Seiner Exzellenz heißt es zum Schlusse wörtlich: „Die Postdirektion hat das leidige Versehen, welches die verspätete Zustellung der fraglichen Postsendung verschuldet hat, zum Anlasse genommen, um alle in Betracht kommenden Angestellten anzuweisen, der Bestellung der für Euer Hochwohlgeboren bestimmten Korrespondenz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden." Leider beweist mir ein neuer, ebenso horrender Fall, daß diese Bemühung der Postdirektion nichts genützt hat. Wie Sie aus dem beiliegenden Kuvert ersehen, hat Herr Professor Dr. Felix v. Kraus am 30. Dezember 1910 in München einen Brief an meine Frau aufgegeben, den er an Frau Anna Bahr-Mildenburg, k. u. k. Kammersängerin in St. Veit, Wien, Villa Bahr" adressiert hat. Ordnungsgemäß hätte dieser Brief dem Postamt Wien 93 (Unter-St.-Veit) zugestellt, und wenn dort die Villa Bahr nicht bekannt gewesen wäre, an das Postamt Wien 94 (Ober-St.-Veit) geleitet werden müssen, wo jeder Postbeamte und jeder Briefträger die Villa Bahr kennt; oder er hätte an die Wiener Hofoper geleitet werden können, wenn man es schon unterließ, wie dies in anderen Städten üblich ist, im Adreßbuch oder im Telephonbuch nachzusuchen, in beiden steht die Villa Bahr mit Straße und Hausnummer verzeichnet. Statt dessen wurde der Brief an das mir und meiner Frau ganz unbekannte Hotel Union im IX. Bezirk geschickt und ging dann als unbestellbar an den Absender nach München zurück, der ihn dann in ein anderes Kuvert gesteckt und an die Wiener Hofoper geschickt hat. Ich unterlasse es, anzudeuten, welche Meinung über die bei den österreichischen Postbehörden herrschenden Zustände man sich nach solchen Erfahrungen im Auslande machen und wie sehr dadurch unser guter Ruf draußen leiden muß. Ich bringe diesen neuerlichen Fall hiermit zu Ihrer Kenntnis und ersuche Sie, den schuldtragenden Beamten zur Rechenschaft zu ziehen, mir aber gefälligst mitteilen zu wollen, was ich zu tun habe, um mich in Zukunft vor ähnlichen Versäumnissen der Postbehörden zu schützen. Ich habe bereits seinerzeit Seine Exzellenz den Herrn Handelsminister darauf aufmerksam gemacht, daß mir wiederholt Briefe, die von Amerika oder England einfach an „Herrn Hermann Bahr in Berlin", ohne weitere Angabe adressiert wurden, richtig zugekommen sind, da die Berliner Post sich die Mühe nimmt, meine volle Adresse entweder im dortigen Lessing-Theater zu erfragen oder aus dem Literaturkalender festzustellen und den Brief sodann, mit dieser vollen Adresse versehen, hieher zu senden. Wenn dies von der österreichischen Post nicht zu erreichen ist, so wird mir nichts übrig bleiben als eine Annonce in den großen ausländischen Zeitungen erscheinen zu lassen, worin ich diejenigen, die sich den Namen der Beitlissengasse und meine Hausnummer nicht merken können, bitte, alle für mich bestimmten Sendungen einfach mit der Aufschrift „Deutsches Reich" zu versehen, da ich dann sicher bin, daß sie mir richtig zukommen, während sie bei der Aufschrift „St. Veit, Wien" als unbestellbar zurückgehen. — Das beiliegende, beschämende Dokument erbitte ich mir wieder zurück, damit ich davon bei Gelegenheit auch öffentlich Gebrauch machen kann."

Dieser Beschwerde ließ ich fünf Tage später noch eine folgen: „Im Anschluß an meine am 7. d. M. an Sie gerichtete Reklamation erlaube ich mir noch zu Ihrer Kenntnis zu bringen, daß meiner Frau gestern, also am 11. Januar, zwei Briefe zugestellt wurden, die an sie am 30. Dezember v. J. aus Bayreuth (der eine von Frau Kosima Wagner, der andere von ihrer Tochter) abgeschickt wurden. Von dem einen dieser beiden Schreiben lege ich das Kuvert bei. Beide sind nach Wien, Unter Sankt Veit, Hiebinger Hauptstraße 53, adressiert, an die frühere Wohnung meiner Frau, wo ihre jetzige Wohnung wohlbekannt ist, ebenso wie sie, bei ihrer Uebersiedlung aus Unter Sankt Veit nach Ober Sankt Veit, die Aenderung ihrer Adresse seinerzeit auch der Unter Sankt Veiter Post bekanntgegeben hat. Einer Aufklärung dieser abenteuerlichen Zustände gewärtig, bin ich mit großer Hochachtung Ihr sehr ergebener H. B."

Die k. k. Post- und Telegraphendirektion für Oesterreich unter der Enns schrieb mir darauf, um mich zu trösten: „Die Rückleitung der beiden Briefe, deren Umschläge zurückfolgen, und eines weiteren Briefes aus Bayreuth vom 30. Dezember 1910 ist in erster Linie auf die Nachlässigkeit eines Beamten des Postamtes Wien 93 zurückzuführen, der die Briefe ungerechtfertigterweise an das in Wien IX. gelegene Hotel Union leitete. Dieser Beamte steht nicht mehr in dienstlicher Verwendung. Durch einen Bediensteten des Hotels wurden die Briefe mit der Bezeichnung „unbekannt" versehen und in den Hotelbriefkasten hinterlegt. Von dem die Aushebung dieses Briefkastens besorgenden Postamte wurden die Briefe auf Grund der Bemerkung „unbekannt" an den Aufgabeort rückgeleitet. Ich spreche mein lebhaftes Bedauern über die ungerechtfertigte Rückleitung der Briefe aus. Behufs tunlicher Vermeidung ähnlicher Fehler wurde das Geeignete verfügt."

In dieser Antwort ist mir ein Satz ganz unklar: „Dieser Beamte steht nicht mehr in dienstlicher Verwendung." Was heißt das? Ich hatte gefordert, daß der schuldtragende Beamte zur Rechenschaft gezogen werde. Jener Satz kann nun heißen: wir können den schuldtragenden Beamten nicht zur Rechenschaft ziehen, weil er nicht mehr in dienstlicher Verwendung steht, weil er schon, bevor Ihre Beschwerde kam, den Dienst verlassen hat. Der Satz kann aber auch heißen, daß dieser Beamte meinetwegen, eben auf meine Beschwerde hin, entlassen worden ist. Das wäre mir von Herzen leid, und die Behörde hätte mich dann ganz mißverstanden. Ich verlangte, daß er zur Rechenschaft gezogen werde, und meinte damit, daß er aufgefordert werde, darzulegen, wodurch sein Irrtum verschuldet worden, damit man den Fehler in der Organisation kennen lerne und abstellen könne. Daß aber nun für diese falsche Organisation irgendein armer.

abgehetzter, atemloser Mensch verantwortlich gemacht und als Opfer dargebracht wird, damit ist gar nichts erreicht. Das ist ganz ebenso ungerecht, wie wenn man bei den Eisenbahnen, so oft ein Unglück geschieht, immer irgendeinen übernächtigen Stationschef straft, der sich vor Müdigkeit nicht mehr auf den Beinen halten konnte, statt lieber den Generaldirector auf ein paar Jahre ins Loch zu stecken, wo er dann über eine vernünftige Verteilung und Anordnung der Arbeitskräfte nachdenken könnte.

Ich habe nach meinen Erfahrungen die Hoffnung, Briefe richtig zu bekommen, aufgegeben und denke nun daran, eine private Gesellschaft in Oesterreich zu gründen, zur Beförderung und Zustellung von Briefen und überhaupt zur Erledigung aller Aufgaben, die in anderen Ländern die Post besorgt.

Intimes vom Hause Adolf Wilbrandt.

Skizzenstriche zum Gruppenbild der Familie.

Ich habe der flüchtigen Jubilarin des Burgtheaters, die vor der Glückwunschdeputation ihrer Kollegen einfach davongelaufen ist, mein Wort gehalten, nicht auch durch ein Jubiläumssignal zur Fälschung der Weltgeschichte beizutragen, als ob der 6. April — an welchem Tag vor fünfzig Jahren Auguste Baudius zum ersten Male auf der Bühne des Burgtheaters erschienen war — im Jahr 1911 tatsächlich ein fünfzigjähriges Burgtheaterdatum für sie bedeute. Eine Kluft von nicht weniger als zwanzig Jahren ist ja zwischen ihrem ersten und dem jetzigen Burgtheaterengagement gelegen und es sind just keine rosigen Erinnerungen, mit denen diese Kluft zu füllen wäre, und wenn sich auch hie und da Rosen dazwischen mengen mochten, so fehlte auch diesen doch der Stachel nie. So verwindet im Gedächtnis ihres Empfindens noch heute manches nicht, was sie in diesen Jahren zu erfahren gehabt und welche Kämpfe es sie gekostet, ja, welche Demütigungen sie über sich ergehen lassen mußte, bis es ihr gelang, die Stellung im Burgtheater wieder zu erringen. Das wehrte an und für sich jeglicher Jubiläumsstimmung, und sie zitiert dabei Grillparzer, keinen Verspruch des Dichters, sondern ein lebendiges Gelegenheitswort von ihm an seinem achtzigsten Geburtstage. Bei der Festfeier des Tages hatte Laube in seiner Ansprache an ihn auch der Bitterkeiten gedacht, die er in seinem dichterischen Schaffen durch hämische Vornehmheiten entscheidender Faktoren zu erfahren gehabt, deren Nachwirkung im Gemüt aber wohl durch die Zeit ausgeglichen sei. Da fuhr Grillparzer in seiner herben Rückhaltlosigkeit mit einem scharfen „Nein!" dem Sprecher in die Rede. Er wollte von keiner Versöhnungsmeierei wissen und trug das Bewußtsein der erlittenen Kränkungen bis ans Lebensende in sich, bewahrte es als eine Art Leidensreliquiarium. Gar so schlimm nun ist es mit den Nachempfindungen bei Frau Auguste nicht bestellt, immerhin aber doch so, daß, wie gesagt, sich keine rechte Disposition zum Jubilieren ergeben mochte, und daß sie ohne jedwede Koketterie wirklich und wahrhaftig von einer Feier nichts wissen wollte, ernstlich alles darauf Bezügliche zurückwies und eindringlich bei den befreundeten Zeitungsleuten herumbat, nur ja nicht an dem entschlossen gemiedenen Tag über sie zu schreiben. Demgemäß ging sie auch „mit Schlag April" aus Wien durch und flüchtete zu ihrem geliebten Sohn Professor Robert Wilbrandt an der Universität in Tübingen, bei diesem, seiner Frau und den Enkelkindern die Osterferien zu verbringen. Denn ein ganz besonders zärtliches Verhältnis waltet zwischen Mutter und Sohn, nicht bloß durch das innige Zusammenhängen der Herzen, sondern nicht minder durch die gleiche Denkart in den großen Lebensfragen der Gesamtheit. Es steckt der gleiche soziologische Zug, der aktive Sinn für die Wohlfahrtsinteressen der menschlichen Gemeinde in beiden — und die Hofschauspielerin hat ihn oft und vielfach genug durch ihr aktives Interesse für die Bestrebungen des Wiener Volksbildungsheims betätigt, zu dessen eifrigsten Mithelfern sie gehört. Aber nicht in Wien bloß, früher schon auswärts hat sie sich in den Dienst der geistigen Einwirkungen auf die Volkserziehung, dieses eminenten Hebels aller Sozialpolitik, gestellt. Eine Weile sogar fand sie darin ihren eigentlichen Beruf.

Es war das wohl nur eine flüchtige Episode ihres Lebens, die sich aus einem Zwang der äußeren Situation ergab — aber solche Episoden können manchmal für die Grundcharakteristik eines Menschen bedeutsamer sein als der Hauptgehalt seines Lebens. Ein Theaterkind, war Auguste Baudius in ganz normalem, leicht zu berechnendem Werdegang Schauspielerin geworden, eine erstrangige sogar, aber was weiter war daran? Wohl, sie wies der Menge eine unbestreitbare eigengezeugte Individualität und war auch als solche anerkannt, aber schließlich war das immer nur eine schauspielerische eben, eine Bühnenindividualität mehr. Etwas Spezielstes für die menschliche Persönlichkeit war damit noch nicht gegeben. Da gerät sie eines Tages in den unberechenbaren Flutungen des Theaterlebens auf den Sand — im materiellsten, widrigsten Sinne des Wortes — „sie muß Geld zum Leben verdienen", erzählt sie im einfachen Ton der Selbstverständlichkeit — die ihr sich bietenden Spielanträge konvenieren ihr aber nicht, und da treibt ihr der Zufall ein anderes Offert in die Hände. Von seiten des Verbandes der kaufmännischen Vereine in Deutschböhmen wird ihr der Antrag gemacht, „Wandervorlesungen" sozusagen für die Arbeiterschaften und deren Familien zu halten — Vorträge von Dichtungen allerdings nur, aber der soziale Hintergrund war ein erschütternder. Sie greift bereitwillig zu, denn da ist etwas drin, was an eine in ihr noch nicht wahrgenommene und nicht in Tätigkeit gesetzte geistige Feder drückt, und sie findet sich trefflich in ihre Aufgabe hinein. Und es ging fort, daß diese überraschende „Extratour" der Mama Hofschauspielerin auf den Sohn Professor nachwirken kann, der sich den sozialen Themen zugewendet hat — in so radikaler, dem puren Sozialdemokratismus zuneigender Weise, daß der denn doch etwas konservativer angehauchte, dem allzu schroffen Realismus als Poet widerstrebende Adolf Wilbrandt etwas Angst bekam, den Sohn unter die „Roten" geraten zu sehen. Die mütterliche Exkursion ins Sozialistische hinein tat indirekt etwas dazu, diese grellen Gegensätze ein bischen abzudämpfen. Der Anregung der Mutter folgend, in dem Studium der sozialen Kämpfe sich nicht einseitig auf die Erkundung des einen Lagers zu beschränken, sondern auch das andere kennen zu lernen, und von ihr an die Adressen notabler Repräsentanten dieses Lagers gewiesen, wußte Professor Wilbrandt später dann seiner Mutter lebhaften Dank für diesen Hinweis und diese Hinlenkung zur Erweiterung und Ergänzung der bestimmenden Gesichtspunkte. Ich habe vor mir eine Doppelphotographie liegen, die Vater und Sohn Kopf an Kopf zeigt und mit frappierender Bildlichkeit das miteinander Harmonierende und das voneinander Abweichende der beiden: den Vater mit dem bekannten edlen Dichterkopf, in Weichheitsschmelz getaucht, den Sohn mit der sprechenden Aehnlichkeit, dem nämlichen Zuge innerster Liebenswürdigkeit im Auge und um den Mund, aber mit wohl leise nur, doch unverkennbar schärferer Prägung.

Tief und sein charakteristisch für diesen Sohn ist es, auf welche Weise es zu der entscheidenden Herzensaussprache zwischen ihm und dem Mädchen kam, für das er eine stille Neigung gefaßt und das heute seine Frau ist. Ich weiß nicht, ob es Ludwig Fulda bekannt ist, daß er, nicht den leibhaftigen, wohl aber den geistigen Vermittler dabei machte. Durch eines seiner Stücke nämlich, durch „Das verlorene Paradies" und dessen gedankliche Tendenz. Schon eine gute Weile, wie gesagt, hatten die beiden jungen Menschenkinder sich zu einander hingezogen und für einander bestimmt gefühlt — aber sie hatten noch nicht das laute Wort dafür gefunden. Da saßen sie eines Abends bei Fuldas Schauspiel in der Loge nebeneinander, und da, in der Szene, worin der Held seine sozialistische Erlösungslehre verkündet, fanden die jungen Leutchen auch nicht das laute Wort, aber ihre Hände fanden sich in einem stummen Druck zusammen, ein Zeichen des Einverständnisses nicht der Herzen bloß, auch der Gedanken. Während eines Sommers in Kärnten, in Heiligenblut, hatte Dr. Wilbrandt die Tochter des Schulmeisters Koller kennen gelernt, des knorrigen Stämmlings einer knorrigen Schullehrerfamilie, die seit Generationen her das Schulamt von Vater auf Sohn vererbte und deren ältester Sohn von Geschlecht zu Geschlecht den Namen Rupert führen mußte. Der alte Koller scheint sich der neueren Pädagogik zugewendet zu haben, denn er huldigte der Methode des Anschauungsunterrichts, wobei er einen außerordentlich praktischen Blick bewährte. Es wurde darüber folgendes hübsche Geschichtchen erzählt: Der Herr Schulmeister trieb, wie es auf dem Lande leicht denkbar, auch ein bischen Landwirtschaft im Besitz von Feld und Acker. Wenn nun Erntezeit gekommen war — erzählte besagte Anekdote —, verlegte der praktische Jugendbildner den Kursus des Anschauungsunterrichtes aufs Feld hinaus, wo die Schulbuben, unter des Lehrers persönlicher Leitung alle Stadien der Ernteareit und der Heimfuhr des Getreides in handgreiflicher Uebung kennen zu lernen Gelegenheit bekamen. Mit anderen Worten, die Schüler besorgten für den Herrn Lehrer das Erntegeschäft bis zur gänzlichen Erledigung, wobei sie allerdings unbestritten viel nützliche Kenntnis erwarben, der Herr Lehrer aber jegliche Auslagen für Feldarbeiter ersparte. Gewiß eine der gelungensten Verbindungen von Theorie und Praxis, eine der schätzenswertesten Lösungen des Unterrichtsproblems.

Jenes innige Verhältnis zwischen Mutter und Sohn aber, das ihr Denken so zusammenklingen läßt wie ihr Empfinden, hat sich nicht erst mit dem Heranreifen des Sohnes zum Jüngling und Manne entwickelt, es bestand schon in dem mütterlichen Verhalten zum Knaben, der förmlich die Stellung eines intimen Freundes und Vertrauten einnahm. Das war zur Zeit schon, da Wilbrandt als Burgtheaterdirektor in der Johannesgasse hauste und der kleine Robert die gewöhnlichen Schwankungen eines aufgeweckten Kindes zwischen kindlicher Naivetät und Altklugheit durchmachte. Ein ergötzliches Wort des Knaben von damals wird von der Mama heute noch lachend erzählt. Wie er nämlich nach vielem Bitten und Drängen zu der von Wilbrandt inszenierten dreiabendlichen „Faust"-Trilogie mitgenommen wurde und seinen Schlußeindruck in die verblüffende Erklärung faßte: „Weißt du, Mama, im ersten Teil ist mir manches unverständlich gewesen, aber im zweiten Teil habe ich jedes Wort verstanden." Und da zergrübeln sich die Goethe-Kommentatoren die Jahrzehnte lang ihre Köpfe über diesen rätselschweren zweiten Teil — und hier „in Einfalt ein kindlich Gemüt" hatte „jedes Wort verstanden". Der Knabe hatte wohl um die Eltern herum viel schon von diesen faustischen Unverständlichkeiten reden gehört — und wollte nun seinen stolzen Trumpf ausspielen, zu zeigen, daß er „kein Kind mehr" sei. Er war ja auch der ständige Korrespondent von Mama, wenn sie nicht in Wien war und Papa Direktor selten Zeit hatte, ausführliche Briefe zu schreiben. An ihn denn auch waren die Briefe von auswärts adressiert und „Roberl" hatte den Inhalt an Papa zu übermitteln. Anmutig rührend ist einer dieser mütterlichen Briefe, der in meinem Besitz geraten ist, an den damals elfjährigen Jungen. Er ist vom Mai 1886 datiert, da Frau Wilbrandt in Paris als Gast der Baronin Konstanze Ruttenstein war, der morganatischen Gemahlin des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg-Gotha, der in Wien dereinst genugsam bekannt gewesenen, wider ihren Willen von ihrer bizarren Mutter zum Wunderkinde aufgepäppelten Konstanze Geiger.

Reizend plaudert Mama dem kindlichen Vertrauten von dem Pariser Idyll vor, dem „absoluten Landleben", das sie in der Villa Constance in der Rue Pergolese verlebt:

„Denke dir, ich wohnte im Prater, Roberl, und wie ich durch eine kleine Allee gehe, bin ich in der Hauptallee und bin mitten drin in allem, was parisisch, was wohl auch wienerisch „fesch" und „gschwufig" ist. Was meinem Sohne nicht gleichgültig ist. Mein reizendes Zimmer mit dem besten Bette der Welt hat die Aussicht auf den Mont Valérien, auf allerliebste Villen. Doch gerade vor meinem Bette liegt eine große, feite Wiese mit Tausenden von Butterblumen, da grast eine Kuh, die ein kranker Villenbewohner hält, da er nur von Milch leben soll. Das Brüllen der Kuh, das Krähen der Hähne, das Singen der Vögel, dazu ganz entferntes, verhallendes Geräusch von Handwerkern, melodisches Klingen von Schmieden zu — ich sage dir ja, Roberl, ein wahres Idyll in der Weltstadt. Ach, könnten wir doch einmal so natürlich, so gesundheitsmäßig, so menschlich miteinander wohnen! Dazu haben wir aber Paris, das große Paris zwei Schritte vor uns . . . Gestern früh brachte die Frau Resl (eine Wienerin, die seit fünfundzwanzig Jahren bei meiner lieben Wirtin ist) ein kleines Cochinchinahuhn an mein Bett; es war soeben ausgekrochen aus dem Ei. Und nun pick- es schon, wollte Nahrung haben und schlug mit den kleinen Flügelchen, diese sahen so putzig aus, nicht wie Flügelchen, sondern wie behaarte kleine Arme. Es ist ein recht gemütliches, paradiesisches Leben . . ."

Wie sehnsuchtsvoll gerne Frau Auguste so ein Leben allezeit in Wien fortgeführt hätte! Das sagt ihr ja auch ihr Gatte nach, der sie mit aufwallendem Gerechtigkeitsgefühl in Schutz dagegen nimmt, wenn ihr ein Zug der Unsterheit, ein Hang zum Wanderleben angedichtet wird. Das unsteere Element in der Familie sei er — eifert der Dichter —, weil er an dem Verlangen nach abwechselnder Dekoration laboriere, für jede seiner poetischen Arbeiten ein anderes lyrisches Milieu aufzusuchen gewohnt sei. Und so gemahnt diese, innerlich doch zusammenhängende, Familie mit ihrer Aneinandergeschmiegtheit von Poesie, Kunst und Wissenschaft an die Szene in der alten Birchpfeifferiade, der „Waise von Lowood", wo Lord Rochester zu der ihn gerade etwas störenden Muhme Harleigh sagte: „Muhme Judith, sehen Sie sich dort — weit weg an die entgegengesetzte Wand deutet er ihr — zu uns." Adolf Wilbrandt bald da, bald dort, in Rostock, oder wo er sonst jeweilig dichtet — Auguste Wilbrandt in Wien — Professor Robert Wilbrandt in Tübingen — so sitzen die drei zusammengehörigen Menschen „traulich beisammen".

S. S.

Komödie.

Von

Friederike Gutmann-Umlauft,

Begründerin der „Kleinen Bühne" in Wien.

Frank Wedekind sagt: „Sünde ist die mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte." Er meinte damit offenbar die schlechten Geschäfte des Mannes, denn die Gesellschaft bezeichnet bekanntermaßen die „guten Geschäfte" einer Frau als „Sünde". Geben wir uns also den Anschein von Logik und nennen wir die schlechten Geschäfte einer Frau: Tugend.

„Tugend" ist aber erfahrungsgemäß gleichbedeutend mit Wahrheitsdrang, Vertrauensseligkeit, Begeisterungsfähigkeit für das Schöne, Aufopferungsfreude. Unter diesen verbrecherisch naiven Voraussetzungen gründete ich das Kleine Theater „mit Konsumation" in Danubia-town. Ich träumte von einem kleinen Kunsttempel, in welchem das Mozartsche Menuett der reizenden Mabel Harrison vor einem „Faun" — sagen wir von Hermann Bahr — einen Knix macht; wo das erschütternde Schluchzen des Grand-Guignol den Grazien der Offenbachschen Melodien zu neuer Lebensfreude Platz macht. Das Ganze wollte ich „Kammerspiele" nennen — den Begriff der Kammerkunst vor Augen.

Phantasie und Wirklichkeit — noch dazu die Danubia-towner-Wirklichkeit — sind ein schlechtes Gespann. Diese Wirklichkeit brachte mich nun auf meiner Suche nach einem Kompagnon mit den verschiedensten Menschen zusammen, und schließlich wurde ich vor die Wahl gestellt, mich für einen Korkstopfenfabrikanten, einen Erzeuger von Gummiabsätzen oder einen Sprengstoffindustriellen zu entscheiden. Letzterer machte einen unleugbar gewinnenden Eindruck, eingeholte Informationen waren glänzend: Bildung, Geld, Vertrauen, alles war da — aber — der „Sprengstoff"! Vor diesem hatte ich in letzter Stunde doch große Angst; wie, wenn mein Kompagnon aus Aerger darüber, daß er das Chanson über das „Mark-Twain-Denkmal" zum zwölftausendsiebenhundertneunundneunzigstenmal hören müsse, eine seiner Bomben schleuderte!? Nein, fort mit ihm, und ich rannte schnurgerade in die Arme des „großen Tenors", der seit 45 Jahren seine Zuhörer durch das Lied „Am Amazonenstrom" entzückte. Dieser große Tenor neigte zwar mehr zum Bariton, war aber auch als solcher ein echter Tenor. Natürlich verwarf er sofort die Bezeichnung Kammerspiele und schlug dafür „Alhambra", „Elysium" oder „Tutti-Frutti" vor. Diese erste Meinungsverschiedenheit erschütterte mich tief. Nichtsdestoweniger gab ich mich der Hoffnung hin, daß mein Fanatismus für die Kunst auch diesen Musensünger bekehren würde.

Nachdem es meiner Ueberredungsgabe gelungen war, für das entstehende Theater den Namen „Concordia-Hall" durchzusetzen, gaukelte mir meine Phantasie bereits eine ideale Verbrüderung vor. Idealismus sollte bereits am Säugling mit Dunkelarrest bei Ratten, Wasser und Brotrinde bestraft werden. — Am erwachsenen Menschen wird er noch viel ärger gerächt — was sind Ratten und Dunkelarrest dagegen — !

Nachdem wir also einen Namen für das Theater hatten, gingen wir daran, Künstler zu engagieren. — Schlug ich einen jungen, talentvollen Tenor vor, war er entweder meinem Kompagnon zu jung oder zu schlank, ja einer war ihm sogar zu hübsch. — Ein Erster Bonvivant, welcher unter bescheidenen Bedingungen zu haben gewesen wäre, war wieder „zu komisch", — kurz, es wurde schließlich ein Jüngling engagiert, der in ernsten Rollen komisch und in komischen Rollen traurig wirkte, dafür aber keine Stimme hatte und teuer war. Nach diesem ersten Streich begannen mich ahnungsvolle Schauer zu durchzittern. Es folgten nun Engagements, teils gute, teils weniger gute; — ich komme aber nun auf den großen Mimen zu sprechen. Dieser verlangte vorerst, ohne sich für seine Tätigkeit in spe zu interessieren, einen Vorschuß, welcher genügt hätte, eine sechsköpfige Familie ein Jahr lang zu ernähren. Dieser wurde ihm qual- und respektvoll gewährt. Dann forderte er außer einer Caruso-Gage, daß sich die Direktion täglich zwischen 7 und 10 Uhr von ihm torquieren lasse, neun Stunden des Tages rädern und die übrige Zeit an die Luft setzen. Ich bemerke, daß dieser Herr als Rekordläufer in Krachs mit Direktionen berühmt war. Meine diesbezüglichen berechtigten Warnungen meinem Kompagnon gegenüber blieben erfolglos, denn dieser Mann war endlich in heiteren Rollen „nicht komisch" und so wurde er engagiert . . . Nun kam die Primadonna! Sie war erstklassig; unstreitig die Beste ihres Genres, aber wer geht heute noch als Amsterdamer täglich ins Museum oder auch nur einmal im Monat sich den prächtigen Rembrandt ansehen, der seit fast drei Jahrhunderten dort hängt, und den alle Welt kennt?! Trotz meines administrativen Gewissens wurde das Museumstück engagiert.

Es kam nun zur Eröffnungsvorstellung! ! !

O heiliger Pressteufel! Warum lastest du nicht vor Empörung über meine Talentlosigkeit, meine Geschmacklosigkeit, meine Unfähigkeit ein Theater zu leiten! Ich hätte es dir, unter uns gesagt, zwar nicht geglaubt, aber eitel Liebe und Frieden hätten mich im „Concordia-Theater" umgeben, vielleicht hätte mir dann sogar der „Musikbeirat" mit dem schwärmerischen Blick mei Auftreten nicht untersagt — halt: untersagen lassen. Denn dieser zarten Seele war jede brutale Offenheit verhaßt, — er bediente sich des Rekordläufers. O heiliger Pressteufel, welchen Hexensabbat beschworst du in meinem kleinen Kunsttempel herauf! Und wieder und immer wieder schärftest du durch Ueberschätzung meiner Tätigkeit das Feuer. Auf einer Probe rief mir der Regisseur zu: „Sie sind zu alt, um eine Sechsunddreißigjährige spielen zu können!" Darauf gab ich bekommen über meine Selbstüberschätzung diese Rolle ab und griff zu der alten Tante; da aber hieß es: „Das ist geradezu eine unverschämte Koketterie von Ihnen, jetzt spielen Sie zu Fleiß die